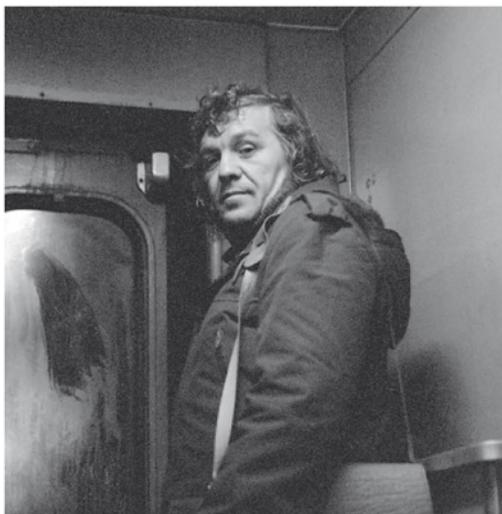




# HILBIGS



Herausgegeben von Peter Braun  
und Stephan Pabst **Wallstein**



# BILDER



Hilbigs Bilder



# Hilbigs Bilder

*Essays und Aufsätze*

Herausgegeben von Peter Braun und Stephan Pabst  
in Zusammenarbeit mit dem Lese-Zeichen e.V.

Wallstein Verlag



# Inhalt

Vorwort . . . . .	9
-------------------	---

Gert Neumann	
Vermögen . . . . .	11

Roland Frenzel	
Abbildungen . . . . .	15

## Hilbig lesen

Andreas Koziol	
»1979«. Frühe Erfahrungen mit Wolfgang Hilbig . . . . .	19

Nancy Hüniger	
Die Stunde der Schatten. Zu Wolfgang Hilbig und seiner Erzählung <i>Alte Abdeckerei</i> . . . . .	36

Jürgen Wölbing	
die aufgabe . . . . .	45

## Poetik der Bilder

Anja Oesterhelt	
Wolfgang Hilbigs Prosa des Bildes . . . . .	49

Birgit Dahlke	
Fernes . . . . .	64

Peter Braun	
Instabile Bilder	
<i>Die Kunde von den Bäumen</i> als Künstlerbuch . . . . .	72

Olaf Nicolai	
Die Kunde von den Bäumen . . . . .	89

Horst Hüssel	
Die Flaschen im Keller . . . . .	92

## Bilder über Bilder

Urs Graf	
Landschaft mit Felsen und Burg . . . . .	98

Wolfgang Hilbig	
stätten . . . . .	99
Jan Röhnert	
<i>gewachsen zu niemand's behausung.</i>	
Wolfgang Hilbig sieht »stätten« in	
Urs Grafs Felslandschaft . . . . .	100
Ernst Barlach	
Der Schwebende . . . . .	108
Wolfgang Hilbig	
barlach . . . . .	109
Martin Straub	
Eine poetische Ortserkundung.	
Zu Wolfgang Hilbigs Gedicht <i>barlach</i> . . . . .	110
Strawalde	
Radierung . . . . .	118
Wolfgang Hilbig	
natur morte . . . . .	119
Gerhard Altenbourg	
der hügel schatten in dir . . . . .	120
Wolfgang Hilbig	
Der Garten von Gerhard Altenbourg . . . . .	121
Uwe Kolbe	
<i>Der Garten von Gerhard Altenbourg.</i>	
Ein Gedicht von Wolfgang Hilbig . . . . .	122

## Bildfelder

Volker Hanisch	
Wolfgang Hilbig – Heimatbild und Heimatwelt . . . . .	131
Peter Neumann	
Standbilder vom Stadtrand.	
Wolfgang Hilbigs urbane Bilderwelten . . . . .	144
Gil Schlesinger	
aus dem Zyklus <i>Odysseus</i> . . . . .	154
Stephan Pabst	
Hilbig am Meer . . . . .	158
Autorinnen und Autoren . . . . .	173

Ein Bild in seiner Vorstellung, von dem er fasziniert war, das ihm unvergeßlich dünkte, war das eines jungen Mannes, der in der letzten Abendhelle über einen fast kahlen Hügel schritt. Er war nur als ein Schattenriß zu sehen, der Wind fuhr ihm entgegen, seine Mantelschöße flatterten, er hielt sich den Hut auf dem Kopf fest. So stieg er vorgebeugt immer höher, bis er ganz auf dem Buckel des Hügels erschienen war; nun blickte er sich um, und er blickte in die Tiefe zu seinen Füßen, die Ruten kahler Sträucher schlugen nach ihm, hinter ihm fegten zerrissene Wolken auf das vergehende Licht zu. – Ein solches Bild wollte er gern beschreiben ... sehr viele seiner Schreibversuche hatte er mit diesem Bild begonnen.

Ebensooft versuchte er sich an einem anderen Bild: eine Reihe kleiner Boote, die in eine Bucht einfuhren, die offenbar von einem draußen auf See ankernden Segelschiff kamen. Sie fuhren in die halbrunde Bucht ein und hielten auf den Strand zu; ab und zu schienen sich ihre Silhouetten aufzulösen, denn sie durchquerten die breite Bahn der flirrenden Lichtreflexe, welche von der schon tiefstehenden Sonne auf das Wasser geworfen wurden, so daß es in Brand gesetzt schien.

Vermutlich gab es Dutzende von beschriebenen Seiten, die mit solchen Bildern angingen. Sie waren versunken in schon vergessenen, bräunlich verfärbten Heften, die er irgendwo versteckt hatte und nicht mehr wiederfinden konnte. Diese unauffindbaren Bilder beherrschten seine Phantasie, doch er konnte nichts damit anfangen, wie mit den Bildern von Sonnenuntergängen, die vorbei waren, deren Licht aber noch unterhalb der Dunkelheit lag.

aus: *Das Provisorium* von Wolfgang Hilbig



## Vorwort

Wolfgang Hilbig war kein besonders engagierter Besucher von Museen und Galerien und kein ausgesprochener Kenner bildender Kunst. Eher gehörten Graphik und Malerei zu seiner flüchtigen Umgebung, zur sogenannten Künstler-Szene der 1970er und 1980er Jahre in Leipzig und Berlin. Hilbig hat sie so beschrieben: *Es war eine Küchen- und Korridorszene, möbliert mit Matratzen und Schlafsäcken, ausgestattet mit Sperrmüll-Kanapees und ewig kalten Kachelöfen, wo die wirkliche DDR-Kunst an Reißzwecken auf dem Flur hing und Schallplatten von Jimi Hendrix dröhnten [...].*<sup>1</sup> Die bibliophilen Ausgaben mit Texten von Wolfgang Hilbig und Bildern von Horst Hessel, Strawalde oder Olaf Nicolai, die nach der ›Wende‹ erschienen, stellen auch einen späten Reflex dieser Berührungen dar.

Der 70. Geburtstag von Wolfgang Hilbig bot der *Villa Rosenthal* in Jena und dem Thüringer Verein *Lese-Zeichen* im Spätsommer 2011 einen Anlass, die verschiedenen Formen der Zusammenarbeit Hilbigs mit bildenden Künstlern in einer Ausstellung zu präsentieren. Begleitet von Lesungen, Vorträgen und Gesprächen sollte an den Schriftsteller, der vier Jahre zuvor verstorben war, erinnert werden. Die leitende Idee bestand zunächst darin, den Vorträgen und Diskussionen über sein Werk einen neuen, überraschenden Rahmen zu bieten, der die Texte erhellt und sie – buchstäblich – in einen anderen Assoziationszusammenhang stellt.

Es zeigte sich jedoch, dass die Bilder über die pragmatischen Belange der Literatúrausstellung hinaus einen Zugang zur Poetik Wolfgang Hilbigs eröffneten. Gar nicht in dem Sinne, dass unsere Recherchen ein Übermaß an ausdrücklichen Korrespondenzen mit bildender Kunst oder eine Vielzahl an tatsächlichen Kooperationen zu Tage gefördert hätten. Über die flüchtige, wenngleich wirksame Begegnung mit bildender Kunst hinaus, von ihr nicht kommend, aber zu ihr doch führend, wies der Begriff des Bildes einen Weg ins Zentrum von Hilbigs Poetik.

Das mag in Bezug auf den Lyriker Hilbig weniger überraschen, weil das Gedicht in seiner indifferenten Zeitlichkeit immer schon dem Bild näher zu stehen scheint. Es bestätigte sich aber auch an seiner Prosa, deren Handlungsarmut und deren erstarrte Zeit nicht nur als spätmodernistische Verneinung konventioneller Erzählformen be-

schrieben werden kann, sondern auch positiv als Nähe seiner Prosa zum Bild. Vor diesem Hintergrund erweisen sich gerade die Texte Hilbigs, in denen er sich direkt auf Werke bildender Künstler bezieht, als poetologische Reflexionen. Der Gegenstand des vorliegenden Buches ist deshalb das Bild in der Poetik Wolfgang Hilbigs auf der Ebene echter Bezüge zwischen Bild und Text und auf der Ebene der poetischen Verfahren – wobei wir davon ausgehen, dass die eine Ebene im Kern mit der anderen zusammenhängt.

Unter den zur Ausstellung eingeladenen Gästen, die über Wolfgang Hilbig sprachen und miteinander sein Werk diskutierten, befanden sich Freunde des Autors, Schriftsteller, Lektoren und Literaturwissenschaftler. Den ›essayistischen‹ Ton, der ihrer Verständigung zu Grunde lag, haben wir zu bewahren versucht.

Dass daraus schließlich ein Buch entstanden ist, verdankt sich dem Zusammenwirken vieler. Allen gilt unser Dank. Hervorheben wollen wir die Villa Rosenthal, deren Leiterin Caroline Buchatowski die Idee zu einer Ausstellung über Wolfgang Hilbig begeistert aufgegriffen und damit den Grundstein gelegt hat. Hervorheben wollen wir ferner die Kulturstiftung des Freistaats Thüringen, die das Buchprojekt gefördert, und den Lese-Zeichen e.V., der es tatkräftig unterstützt und damit überhaupt erst möglich gemacht hat. Besonders bedanken möchten wir uns zudem bei der Wolfgang-Hilbig-Gesellschaft und namentlich bei Volker Hanisch, der immer wieder Kontakte geknüpft und Material bereitgestellt hat, ebenso wie bei Thorsten Ahrend, der das Buch im Wallstein Verlag sorgfältig betreut und engagiert vertreten hat.

Peter Braun und Stephan Pabst

Jena, 31. Mai 2013

### Anmerkung

- 1 Wolfgang Hilbig, Über Jayne-Ann Igel, in: Wolfgang Hilbig, Zwischen den Paradiesen. Prosa, Lyrik, hg. v. Thorsten Ahrend, Leipzig 1992, S. 222-227.

Gert Neumann

## Vermögen<sup>1</sup>

Die Situationen sind in ungeheurer Bewegung: eben erhalte ich aus deinen Worten – aus ihren Zusammenhängen – eine Beschreibung jener Welt, an die wir beide wohl durch unsere oft oder immer quälend bestätigt gefundene Existenz glauben müssen. Oder ich nenne diese Beschreibungen auch Geschichten; sie sind es, die mit kaum sichtbaren Mitteln eine Deutlichkeit schaffen, dass wir bereit scheinen (und dies ist nur die Schwäche), sie als Tatsachen zu erkennen. Und in meinen Augen oder in meinen Worten oder außerhalb meiner wirklichen Worte wirst du eine Geschichte wiederfinden, und du kannst in Wahrheit nur erschrecken, denn du bist der Schöpfer. Vielleicht erreichen dich alle Qualen gleich, doch sind ihre Ursachen noch gering; wie leicht ist doch jene Beschreibung zu verneinen. Wie aber, sage ich, denn gibt es hier noch ein Verneinen? Kannst du eine Beschreibung, also eine Schöpfung, auslöschen, so dass wirklich Stille wäre oder Nirwana, wie sie genannt wird? Und ist es nicht die große Qual oder die Ursache unseres Schreiens, dass wir dem JETZT plötzlich so nahe gegenüberstehen durch eine entfernte Beschreibung, was, einmal so angefangen, deutlich eine neue Beschreibung ist?

Steh wirklich auf und nimm Farbe und einen Pinsel und male das Bild eines Menschen (besonders dann, wenn du es nicht kannst) und erleide und ertrage alle Verantwortung, die dir daraus erwächst, und besonders dann, wenn du dich einmal entschieden hast, dass es für dich – also wirklich – keinen Menschen gibt, sondern nur Schatten von Bildern (weshalb du niemals in der Lage sein kannst, ein reines Auge zu besitzen ...); male also mit diesem Bewusstsein und begegne allen Abmachungen auf diesem Gebiet, also dieser dir unbekannt Sprache, bis dir gelungen ist, aus JENEN Misslichkeiten einen Menschen zu »repräsentieren«, und sieh dann danach, welche eine Hoffnung dir am Ende bleibt. Du wirst dein Bild als ein »gefundenes« bezeichnen und diese Gerechtigkeit, der Sprache, wirst du nur für dich benutzen, und von dem Menschen wird es im günstigsten Fall: ein zerrissenes Bild geben. Doch entscheide selbst: gibt es zerrissene Bilder? Selbst für den Fall, du würdest es wirklich zerreißen, hat die Beschreibung nicht doch stattgefunden?, und bleibt sie nicht sogar, zerrissen, die einzige Wirklichkeit vor deinen Augen, mit der du leben wirst?

Jetzt glaube ich, ich bin dem Dasein als Lügner entronnen. Meine Wörter besitzen manchmal die Kraft, die ich an den Handlungen lebendiger Menschen beobachte; zumindest scheint mir, dass meine Wörter sich unter bestimmten Umständen sinnvoll ordnen und Wirklichkeit ergeben, die ich eben noch für ewig abhandeln sah; als hätte sich die Sprache plötzlich meiner erbarmt. Es ist wahr, dies sind nur Sekunden, und oft genug ist diese Gewissheit wie gänzlich verschwunden, nur kann ich beobachten: manchmal kehrt sie ebenso – also wie eine Wahrheit bar emotionaler Gewächse – wieder. Zumindest kenne ich eine Hoffnung, und ich kann sie damit begründen, dass wir es lernen können (und dies wäre unser URTEIL), unsere Beschreibungen in ihren Zusammenhängen zu erkennen, dass wir alle Verantwortung tragen, die sich aus der Berührung der Sprache ergibt, dass wir jene unsichtbaren Wörter (die wir wohl benutzen!) kennen und ihre Bedeutungen uns selbst enthüllen und deshalb jenes wirkliche Handeln (welches sie erreichen) als unser Handeln bezeichnen; dass wir Sprache als einen lebendigen Körper erkennen, wie den unbeschriebenen Körper unserer Liebe (den wir unbeschrieben rein halten wollen, nicht wahr?), jener Liebe, die am Ende unserer Hoffnungen ist, wie: deine Wimpern, die langen; oder: geh ich und unerschöpflich wird mein Traum.

JETZT glaube ich – es ist genug und eine sonderbare Unmoral in unserem Leben, eine Verdorbenheit, die jede sichtbare übersteigt, und ich kenne ihren Genuss; das negative Prinzip ist unser genaues Thema, das wesentliche dieses Lebens, aber es ist das nichtwesentliche, das erstaunliche Gegenteil: die Köpfe sollen zerspringen. Dies nenne ich den Pakt, und er ist das Ende jeder Hoffnung, das Spiel mit der Sprache, als seien wir unwissend, und die Vernichtung ist das Schicksal. Es heißt, und ich bejahe diesen Gedanken, das negative Prinzip sei eine Methode, aber mir scheint, es ist zu einer FORM geworden und zum INHALT, was diese Wörter auch immer nur bedeuten mögen. Es ist genug, und dieses Urteil lautet genau: die Entwirrung aller Möglichkeiten, was auch Verhängnis genannt werden kann, und das zukünftige Tragen aller neu sich ergebender Verantwortung aus ihnen; ich bin der Mensch und ich habe ein genaues Gefühl für meine wahrhaftige Geschichte. Alle Beschreibungen sind falsch, und ich kenne die richtigen Sätze und alle meine Klagen, sie zu nennen ist meine feige Schwäche, mein Schild, mein Pakt. Und es heißt: dies wäre der genaue Weg zum Wahnsinn, und so ist es wirklich; aber es ist nur das Ergebnis gegenwärtiger Widrigkeiten, die in Wahrheit keine sind, oder die Abwesenheit oder das aus allen Blindheiten sich ergebende Fehlen des Volkes ...

Meine Antwort auf deine, eben aus dem Schweigen erschienenen, Worte ist also diese: ich kenne die deutlichen Zusammenhänge, die dich zuvor schweigen ließen, und ich weiß, dass auch du sie kennst, und niemand braucht sie deshalb zu nennen. Nur: auf diese Art wolltest du mich, also das Leben, beschreiben. Du wolltest mit deinem Schweigen ein Bild malen (und wie kann man sich dagegen auch wehren?), und deine jetzt erschienenen Worte sind die Vergewisserung darüber, ob ich jenes Bild angenommen habe, das dein Schweigen aus dem bisher Gesagten formte. Das Wort Verbitterung erscheint in deinen Worten. Sieh es selbst – es ist zum Lachen –, welche eine genaue und umfangreiche und längst schon geschriebene Geschichte dieses Wort birgt, und welche eine Demagogie! Meine Geschichte, jedoch, geht ganz anders. Ich wollte und ich will ein GESPRÄCH beginnen, dies kann ich am ehesten mit Erde vergleichen, ein Zustand der Sprache, der sich im Kern abseits von positiv oder negativ befindet ...; aber dein Schweigen (und dazu gehört ja auch viel von deinem vorherigen Sprechen) hat mir deutlich gezeigt, dass dir an einer Beschreibung jener Welt mehr liegt, dass du sie für wesentlicher betrachtest. Mit dieser unsichtbaren Entscheidung hatte ich mich abgefunden, als ich deinem Schweigen begegnete; für mich war zum ersten Mal deutlich geworden, dass mein einziges und wirkliches Gespräch nur in der Literatur stattfinden kann; die Teilnahme an dem großen GESPRÄCH in der Literatur; jene Entscheidung, die, lächerlich genug, als die Einsamkeit gänzlich falsch benannt ist, die aber, in der Tat, eine eisige Konsequenz hat, nämlich die, vielleicht niemals mehr einen Menschen berühren zu können; das ist der Grund aller Trauer.

Dies ... ist meine Antwort auf deine aus dem Schweigen plötzlich erschienenen Worte, und mir schien wieder an einigen Stellen dieses Sprechens, als seien meine Worte meine Hände. Ich hoffe, dass mir gelang, darzustellen, dass ich bereit bin, jede Antwort zu hören.

### Anmerkung der Herausgeber

- 1 Der hier abgedruckte Text ist eine Passage des Essays *Übungen jenseits der Möglichkeit* und dort unter Punkt 14 (von insgesamt 16) zu finden. Zum ersten Mal ist der Essay in der *Neuen Rundschau*, 97. Jahrgang 1986, Heft 2/3, S. 49-63 erschienen. 1991 ist er dann titelgebend in eine Sammlung verschiedener Essays von Gert Neumann eingegangen, die der Frankfurter Verlag Koren und Debes herausgebracht hat, S. 27-42. Tatsächlich handelt es sich bei der Textpassage jedoch um einen Brief, den Gert Neumann bereits 1974 an Wolfgang Hilbig geschrieben hat. Der Autor hat uns, den Herausgebern, diesen Ursprung preisgegeben und erläutert, wie es zu dem Brief kam. Er lag damals, so Neumann,

ernstlich erkrankt, im Spital. Zuvor hatte er gerade den Text *Die Terrasse* geschrieben, der später in sein Buch *Die Schuld der Worte* einging. Darüber hat er sich mit Hilbig bei einem Besuch im Krankenhaus ausgetauscht. Zu einem neuerlichen Treffen, zu dem sie sich verabredet hatten, um ihr Gespräch fortzusetzen, ist Hilbig nicht erschienen. Stattdessen erreichte Neumann ein Brief von Hilbig. Darauf hat er seinerseits mit einem Brief geantwortet. Neumann hat uns gegenüber den Hintergrund – wiederum in einem Brief – so geschildert:

»Damals war ich der Ansicht, dass Wolfgang Hilbig und mich etwas gleichermaßen angehe: was poetische Solidarität genannt werden konnte und wurde. Denn seit 1966 stand ich mit Wolfgang Hilbig in einem Gespräch zu den Angelegenheiten einer Poetik neben den mehr oder weniger vergänglichen Ansichten zum sozialistischen Realismus. 1974 gab es solcher Annahme entgegen zwischen Wolfgang Hilbig und mir ein Ereignis, dem ich entnehmen zu müssen glaubte, Wolfgang Hilbig wolle mir beibringen, dass er schreibend Wege zu gehen gedanke, die er als vorausbestimmt ansehen möchte und würde. Mir schien damals nötig, Wolfgang Hilbigs Erklärung seines in einem Ereignis mir deutlich werdenden Standpunkts nicht als unbemerkt ohne Widerspruch stehenzulassen. Vielmehr sah ich Anlass und fand zugleich Gelegenheit, in der Dürre des sogenannten sozialistischen Realismus eine Poetik anzudeuten, von der ich annahm, sie könne erlauben, zwischen Realität und Wirklichkeit schreibend scheiden zu lernen. Ich ahnte, dass es unter ideologisch bestimmten Verhältnissen möglich sei, Wahrnehmung mit der Aufdeckung eines Verborgenen erfrischen zu können. Von dieser Sicht auf das ABWESENDE hoffte ich damals Wolfgang Hilbig im Brief sagen zu können.«



Foto von Dietrich Oltmanns

*Roland Frenzel*, geboren 1938 und gestorben 2004, verbrachte sein Leben in Leipzig. Bis 1971 arbeitete er als Maurer und Transportarbeiter, seit 1972 als freischaffender Künstler. Erste zeichnerische Versuche und eine intensive Auseinandersetzung mit Vincent van Gogh erfolgten bereits seit Mitte der 1950er Jahre. Von 1966 bis 1968 nahm er an einem Amateurmal- und Zeichenzirkel der Leipziger Kirow-Werke bei Max Gerhard Uhlig und Thomas Weise teil. 1968 stellte die Leipziger Kunsthandlung Kurt Engewald zum ersten Mal Bilder von Frenzel aus. Schon bald galt seine Malerei als eigenständig und innovativ gegenüber der dominanten, neusachlich geprägten »Leipziger Schule«.

Roland Frenzel und Wolfgang Hilbig lernten sich Anfang der 1980er Jahre über Gert Neumann kennen. Sie verbrachten wohl manchen Abend zusammen in der Gaststätte »Sportlerklaus« in Leipzig-Lindenau, wo beide in dieser Zeit wohnten. Sowohl Frenzel als auch Hilbig waren, nach Gert Neumanns Aussage, im Hinblick auf ihre künstlerische Arbeit eher verschlossen. Hilbig schätzte Frenzel als Maler sehr – ein Gemälde von ihm, das sich in seinem Besitz befand, war ihm besonders wichtig. Andreas Koziol erinnert sich:



Foto von Dietrich Oltmanns

*Ein Landschaftsbild des Leipziger Malers Roland Frenzel fällt mir ein, wie es während meiner Besuche in seinen ersten beiden Wohnungen in Berlin Köpenick und Lichtenberg von einem alten Kleiderschrank herüberleuchtete, vielleicht das Beispiel oder das Symbol einer Inspirationsquelle, Ausdruck eines intensiv flackernden Fiebers. Wolfgang Hilbig hat an diesem Bild gehangen, liebte seine eruptiv und zugleich impulsiv wirkenden Farben. Das Wort ›Wahnsinn‹ bedeutete ihm in Bezug auf Bildeindrücke höchstes Lob, aber es konnte natürlich auch die Bedeutung von verzweifelter und wütender Diagnose von ›alles‹ annehmen, insofern ›alles‹ die Totalität der paranoiden und repressiven DDR-Zustände meinte ...*

Hilbig lesen